

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Luhmann, Niklas  
**Ideenevolution**

Beiträge zur Wissenssoziologie  
Herausgegeben von Andre Kieserling

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1870  
978-3-518-29470-3

suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft 1870

Den ersten beiden Büchern mit wissenssoziologischen Untersuchungen, die Niklas Luhmann zu Beginn der 1980er Jahre unter dem Titel *Gesellschaftsstruktur und Semantik* publiziert hatte, sollte damals ein dritter Band unmittelbar folgen. Nachdem der Aufsatz über »Liebe als Passion«, der in den Band eingehen sollte, sich zu einem eigenen Buch verselbständigt hatte, wurde dieses Projekt nicht verwirklicht. Daneben waren drei weitere Studien geplant: »Sinn, Selbstreferenz und soziokulturelle Evolution«, »Die Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn« und der bis heute unpublizierte Text »Rationalität in der modernen Gesellschaft«. Die hier vorgelegte Sammlung entspricht diesem ursprünglichen Publikationsplan Luhmanns, nur daß sie anstelle der Liebesuntersuchung zwei andere Texte aufnimmt, die ebenfalls wissenssoziologisch argumentieren: »Zum Begriff der sozialen Klasse« und »Ideengeschichte in soziologischer Perspektive«.

Niklas Luhmann (1927-1998) war Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld. Von ihm sind u. a. erschienen: *Soziale Systeme* (stw 666); *Die Gesellschaft der Gesellschaft* (stw 1360); *Die Kunst der Gesellschaft* (stw 1303); *Die Religion der Gesellschaft* (stw 1581); *Die Politik der Gesellschaft* (stw 1582).

André Kieserling ist Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld. Von ihm ist zuletzt erschienen: *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung* (stw 1613).

Niklas Luhmann  
Ideenevolution

Beiträge zur  
Wissenssoziologie

*Herausgegeben von  
André Kieserling*

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1870

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von  
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-29470-3

# Inhalt

1. Sinn, Selbstreferenz und soziokulturelle Evolution . . . . .	7
2. Zum Begriff der sozialen Klasse . . . . .	72
3. Die Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn: Zur Genese von Wissenschaft . . . . .	132
4. Rationalität in der modernen Gesellschaft. . . . .	186
5. Ideengeschichte in soziologischer Perspektive . . . . .	234
Editorische Notiz . . . . .	253
Nachweise . . . . .	256
Register . . . . .	257



# I. Sinn, Selbstreferenz und soziokulturelle Evolution

## I.

Bei evolutionstheoretischen Betrachtungen geht man auch heute noch zumeist davon aus, daß die Evolution ein gerichteter Prozeß sei, an dem man Bedingungen und Faktoren erkennen könne, die ihn vortreiben. In diesem Sinne wird nach einer Theorie des sozialen Wandels gesucht, und es kann dann streitig werden, welche Faktoren, etwa wirtschaftliche oder kulturelle, den Wandel hauptsächlich befördern. Zu Grunde liegt einem solchen Denken jedenfalls eine lineare Gegenstandsvorstellung, die nach dem Muster von Kausalbeziehungen interpretiert werden kann. Die wichtigsten Kontroversen, etwa der Streit um die dominanten Faktoren, aber auch die Diskussion über Richtungssinn (von einfach zu komplex), über Unilinearität, über Notwendigkeit, über Kontinuirlichkeit der Evolution, hängen von dieser Ausgangsannahme ab.

Die Globaltheorien, die man seit dem 18. Jahrhundert vorgestellt hat, um die Entwicklung der Gesellschaft zu erklären oder sie zumindest in Phasen einzuteilen, haben den Titel einer Evolutionstheorie jedoch zu Unrecht usurpiert. Sie sind Entwicklungstheorien geblieben und haben nichts zu tun mit dem seit Darwin üblichen Begriff von Evolution.<sup>1</sup> Sie bleiben einer allgemeinen Prozeßvorstellung verhaftet, behaupten die Gesetzmäßigkeit eines solchen Prozesses in einem wenn nicht naturwissenschaftlichen so doch historischen oder dialektischen Sinne. Sie lösen Kontroversen aus über die Einteilung in Stadien, über Richtung, Voranschreiten oder Zurückbleiben, Beschleunigungen oder Verzögerungen und verarbeiten die dabei sichtbar werdende historische Komplexität mit Figuren wie »Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen« oder mit historischen Relativierungen. Theoriekomplexe dieser Art sind überhaupt nicht als Evolutionstheorien konzipiert. Sie beruhen nicht auf dem Prinzip einer modifizierten Reproduktion. Sie legen eine *Einheit* zu Grunde, nämlich die

1 Vgl. hierzu Marion Blute, Sociocultural Evolutionism: An Untried Theory, Behavioral Science 24 (1979), S. 46-59.



Einheit eines (sei es umfassenden, sei es speziellen) historischen Prozesses. Dagegen beginnt jede Evolutionstheorie mit einer *Differenz*, nämlich der Differenz von Variation und Selektion.

Ist dieser Unterschied in der Theorietypik geklärt, kann man auch das Vorurteil ablegen, Theorien soziokultureller Evolution seien zu allgemein für eine fruchtbare historische Forschung; sie gingen mit pauschalierenden Annahmen über die empirisch gegebenen Fakten hinweg. Das mag für Entwicklungstheorien gelten. Für Evolutionstheorien müßte (wenn es sie gäbe) das Gegenteil gelten: sie setzen zu viel Detail voraus, sie sind zu mikroskopisch orientiert, um dem Historiker etwas sagen zu können. Angesichts ihrer Anforderungen erscheint der Historiker als jemand, der mit allzu hoch aggregierten Faktenannahmen und Kausalunterstellungen arbeitet. Will man nämlich klären, wie sich im unkoordinierten (»zufälligen«) Zusammenspiel von riesigen Mengen von Variationen und Selektionen eine soziale Ordnung aufbaut, muß man von den Kleinstereignissen des Alltags ausgehen, von Bagatellen in der täglichen Interaktion, von den zahllosen Wendungen kommunikativer Prozesse, die normalerweise nicht über die Situation hinauswirken. Das Problem ist dann, und das ist ein Markenzeichen für Evolutionstheorien, zu erklären, wie trotzdem Effektaggregationen möglich sind und wie trotz der extremen Unwahrscheinlichkeit von anspruchsvolleren Kombinationen dennoch in historisch relativ kurzer Zeit hochkomplexe Gesellschaftssysteme aufgebaut werden konnten.

Auch der Widerstand einer handlungs- oder kulturtheoretisch orientierten Soziologie gegen eine Übernahme von Anregungen aus der Theorie organischer Evolution scheint sich auf diese Prämisse eines linearen, wie immer komplex verursachten Prozesses zu beziehen. Mit Evolution scheint eine sinnfremde, selektive Mechanik behauptet zu sein, die weder gewählt noch gewollt, weder vorausgesehen noch vermieden werden kann, sondern mit dem Material aller menschlichen Bemühungen spielt, um eine an sich unwahrscheinliche Ordnung aufzubauen und zu zerstören.

Es liegt nahe, dies Konzept als für Kultursachverhalte inadäquat einfach abzulehnen.<sup>2</sup> Aber damit ist – angesichts der allgemeinen Be-

2 So Wolfgang Schluchter, *Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus: Eine Analyse von Max Webers Gesellschaftsgeschichte*, Tübingen 1979. Schluchter bevorzugt statt dessen eine Ethik und Reflexion (und insofern: »Sinnhaftes«) einbeziehende Entwicklungslogik, die dann aber keine Differenz zur gesellschaftsstruk-

deutung von Theorien über Evolution, über Morphogenese, über Aufbau von Ordnung aus Kombinationen aus Ordnung und Unordnung – möglicherweise zu viel abgelehnt. Man müßte sich zunächst fragen, ob und wie es möglich sein könnte, das Spezifikum von ›Sinn‹ in eine Evolutionstheorie einzubringen.<sup>3</sup>

Schon das Sinnphänomen selbst zwingt zu dieser Frage; aber auch die Evolutionstheorie ist, richtig verstanden, auf ihre Beantwortung angewiesen. Die Evolutionstheorie stellt das Problem des Aufbaus von Ordnung als Problem der Wahrscheinlichkeit des Unwahrscheinlichen. Auf einer ersten Ebene unterscheidet sie die evolutionären Mechanismen der Variation, der Selektion und der Restabilisierung.<sup>4</sup> Die Unterscheidung ist nicht nur analytisch gemeint. Sie besagt, daß die Differenz dieser Mechanismen (und nicht die Einheit eines Prozesses) aller Evolution zu Grunde liegt. Der sie bewegende Faktor ist diese Differenz. Deshalb ist auch der Zufallsbegriff unentbehrlich. Er besagt, daß es kein übergreifendes System (keine Einheit, kein Gesetz) gibt, das diese Mechanismen koordiniert; daß, mit anderen Worten, Variation nicht im Hinblick auf Selektion und Selektion nicht im Hinblick auf Restabilisierung der Merkmale erfolgt.<sup>5</sup> Damit wird die Unwahrscheinlichkeit eines evolutionären Aufbaus komplexer Ordnungen unterstrichen. Zugleich erfordert die Klärung der Funktionsweise dieser Mechanismen, besonders die Klärung der Ermöglichung von Variation, einen Rückgang auf mikroskopische Details. Wie immer das bewerkstelligt wird: auch dadurch wird die Unwahrscheinlichkeit der Evolution evident. Man hat es zunächst mit

turellen Entwicklung mehr erkennen läßt, sondern selbst schon ›Gesellschaftsgeschichte‹ ist.

- 3 Dies wird auch von anderen als Desiderat empfunden. S. C. Humphreys schreibt als Anthropologe: »One of my main reservations about the concept of evolution in social anthropology is that it leaves aside this question of meaning in human action« (Evolution and History: Approaches to the Study of Structural Differentiation, in: J. Friedman/M. J. Rowlands (Hrsg.), The Evolution of Social Systems, Pittsburgh 1978, S. 341-371 (343).
- 4 Vgl. für soziokulturelle Evolution zum Beispiel Albert G. Keller, Societal Evolution: A Study of the Evolutionary Basis of the Science of Society (1915), 2. Aufl. New Haven 1931; Donald T. Campbell, Variation and Selective Retention in Socio-Cultural Evolution, General Systems 14 (1969), S. 69-85; Robert A. LeVine, Culture, Behavior, and Personality, Chicago 1973, S. 101 ff.; Howard E. Aldrich, Organizations and Environments, Englewood Cliffs N. J. 1979, S. 26 ff.
- 5 Im historischen Theorievergleich gesehen, liegt darin auch der Verzicht darauf, Stabilität als Perfektion des Ganzen zu denken.

einer Riesenzahl von Trivialereignissen zu tun: mit dem laufenden Verlieren und Wiedergewinnen aktueller Sinnbezüge von Moment zu Moment in unzähligen Situationen nebeneinander und nacheinander. Wie es, wenn dies das Material ist, überhaupt zum Aufbau einer anspruchsvollen Kultur und einer hochkomplexen Ordnung der gesellschaftlichen Handlungszusammenhänge kommen könnte, ist alles andere als offensichtlich. Und dies gilt um so mehr, wenn man die Tatsache in Betracht zieht, dass die soziokulturelle Evolution relativ rasch und in sich beschleunigendem Tempo zur heutigen Gesellschaft geführt hat. Dies Tempo bleibt zu erklären, ohne daß man dafür auf Annahmen wie intelligente Planung oder ein genau dies erklärendes Naturgesetz zurückgreifen kann, die mit Evolutionstheorie prinzipiell inkompatibel sind.

## II.

Die Absicht der folgenden Analysen ist es, dieses Forschungsprogramm einer Theorie soziokultureller Evolution aufzugreifen und es durch Klärung der Funktionsweise sinnhaften Erlebens und Handelns ein Stück weit zu fördern. Wir beschränken uns dabei auf die Grundfrage, wie auf der Ebene sinnhafter Operationen eine abweichende Reproduktion überhaupt zustandekommt. Im Kontext der Theorie organischer Evolution stellen bestimmte Errungenschaften der chemischen Evolution, namentlich Proteine, ein ähnliches Problem. Hierfür stehen seit einiger Zeit Theorien der Selbstreproduktion (Autopoiesis) zur Diskussion, die Leben als Ordnung einer selbstreferentiellen Reproduktion und in diesem Sinne als selbstreferentielles System begreifen. Die Elemente, die eine solche Ordnung der Reproduktion ermöglichen, werden durch die Ordnung selbst reproduziert, und Evolution ist bedingt durch Reproduktionsfehler, die diese autopoietische Organisation des Lebens voraussetzen, fortsetzen und zugleich modifizieren.<sup>6</sup> Die Einrichtung geschlossen-selbstreferentieller Systeme ist Ergebnis und Voraussetzung von Evolution; das Entstehen gerichteter Linearität, die dann als historischer Prozeß aufgefaßt und beschrieben werden kann, setzt zirkuläre Strukturen voraus und

6 Vgl. Humberto R. Maturana/Francisco J. Varela, *Autopoiesis and Cognition: The Realization of the Living*, Dordrecht 1980; Francisco J. Varela, *Principles of Biological Autonomy*, New York 1979.

ermöglicht sie wiederum auf höheren Ebenen des evolutionären Aufbaus der Realität.

Ganz ähnliche Verhältnisse sind überall dort zu vermuten, wo nicht Protein, sondern Sinn zum Aufbau von unwahrscheinlichen Ordnungen verwendet wird.<sup>7</sup> Von ›Ähnlichkeit‹ ist hier nicht im Sinne eines biologischen Reduktionismus die Rede. Die Ähnlichkeit beruht nicht darauf, daß Organismen bestimmter Art Voraussetzung sind für sinnhaftes Erleben und Handeln und daß diese Voraussetzung irgendwie ›durchschlägt‹ und höhere Ordnungsebenen mitbestimmt. Die These geschlossen-selbstreferentieller Systeme hebt einen solchen Zusammenhang von Organismus-Analogie und Reduktion gerade auf. Wenn lebende Systeme (Organismen) und Sinnsysteme (zum Beispiel Gesellschaften) als autopoietisch oder als selbstreferentiell beschrieben werden, so heißt dies gerade, daß sie durch unterschiedliche selbstreferentielle Struktur- und Prozeßformen gebildet werden, die nicht aneinander anschließbar sind, obwohl sie sich wechselseitig über Systemgrenzen hinweg beeinflussen und (da sie nur als Resultat von Evolution existieren) auch existentiell bedingen können. ›Ähnlichkeit‹ also zunächst nur in dem ganz abstrakten Sinne, daß die Elemente, aus denen das System besteht, durch das System selbst konstituiert und reproduziert werden; und daß alle operativen Prozesse des Systems diese Selbstreferenz mitbetätigen und bewahren müssen. Die Alternative ist: Destruktion. Destruktion ist zunächst immer die wahrscheinliche Entwicklung, kann aber bei evolutionär bewährten Systemformen relativ unwahrscheinlich gemacht bzw. zeitlich weit hinausgeschoben werden.

Es ist sicher richtig, davon auszugehen, daß die soziokulturelle Evolution soziale Systeme bestimmter Art, nämlich Gesellschaften, voraussetzt. Andererseits führt eine systemtheoretische Analyse von Gesellschaften nicht ohne weiteres zum Verständnis von Evolution, und Evolution ist nicht nur die Gesellschaft in der zeitlichen Struktur ihrer Veränderungen (zum Beispiel: als Phasenmodell oder als

7 Darauf beruhende Parallelen von organischer und soziokultureller Evolution sind gelegentlich formuliert worden. Siehe z. B. Julian S. Huxley, *Evolutionary Ethics*, London 1943, S. 37: »Just as biological evolution was rendered both possible and inevitable when material organization became self-reproducing, so conscious (= social, N. L.) evolution was rendered both possible and inevitable when social organization became self-reproducing. This occurred when the evolving world-stuff, in the form of ancestral man, became capable of true speech and conceptual thought.«

historisch-dialektisches Gesetz) gesehen. Das Begreifen von Evolution setzt ein Begreifen des Zusammenhangs selbstreferentieller Reproduktion voraus. Die Einheit dieses Zusammenhangs ist unabdingbare Voraussetzung von Evolution. Man muß zuvor erkennen, wie ein System die Elemente, hier also Handlungen, aus denen es besteht, mit Hilfe eines Arrangements dieser Elemente selbst produziert; dann erst kann man danach fragen, wie dieser Reproduktionszusammenhang für Variation und für Selektion variiert Formen offensteht, ohne seine Einheit und Geschlossenheit einzubüßen. Alle weiteren Erkenntnisse über Morphogenese, über Strukturaufbau und Strukturdeformation, über Veränderungen der Strukturen aus Anlaß von Umwelteinwirkungen, über Entstehung von relativ unwahrscheinlichen Ordnungen aus »zufälliger« Koinzidenz von Ordnung und Unordnung – all dies setzt jenes Kontinuieren der selbstreferentiellen Verknüpfung der Elemente voraus, sozusagen als »Materie« der Evolution, an der sie sich auswirkt.

Dieser system- und evolutionstheoretische Hintergrund profiliert die Frage, ob und wie sich auf der Basis von Sinn eigenständige (autonome) selbstreferentielle Systeme entwickeln können. Diese Frage läßt sich weder an eine Bewußtseinstheorie noch an eine Kommunikationstheorie zurückspielen, da Sinn sowohl in Bewußtseinsprozessen als auch in Kommunikationsprozessen vorkommt und beide Prozeßarten, obwohl sie (zumindest in ihren entwickelten Formen) einander voraussetzen, nicht aufeinander zurückführbar sind. Bewußtsein ist nicht einfach ein Fall von Kommunikation, Kommunikation nicht einfach Prozeß eines (eines!) Bewußtseins. Daher muß – und das entspricht auch der Abstraktionslage unserer Problemstellung – die Analyse phänomenologisch mit der Frage beginnen, was als Sinn wirklich gegeben ist, ohne dabei auf Annahmen über die Subjektivität, sei es des Bewußtseins, sei es der Kommunikation, zurückgreifen zu können.

### III.

Sinn ist gegeben als etwas, das auf sich selbst und anderes verweist. Ein momentan festgehaltener und insofern unbezweifelbar erlebter Sinnkern dient als Ausgangspunkt weiteren Erlebens – sei es des Verweilens und der genaueren Exploration, sei es des Übergangs zu an-

deren. Er bleibt an sich selbst zugänglich und auch wiedererreichbar als Voraussetzung dafür, daß anderes von ihm aus zugänglich ist. Eine Rose ist eine Rose – aber nicht nur eine Rose, sondern eine Rose in meinem Garten, die von Unkraut bedroht ist, das man chemisch bekämpfen müßte, was man aber neuerdings wiederum nicht soll, weil die Umwelt geschont werden muß, usw. Die Selbstverweisung garantiert den jeweils aktuellen Sinn als Platzhalter für eine Vielzahl von weiteren Verweisungen, weiteren Möglichkeiten des Erlebens und der Kommunikation, die jeweils neuen Ausgangssinn aktualisieren mit jeweils neuen Möglichkeiten der Selbstverweisung und des rekursiven Wiederaktualisierens dessen, wovon man ausgegangen war. Insofern ist Selbstreferenz in einem ganz elementaren (weder ich- noch systembezogenen) Sinne diejenige Struktur, die Sinn als Element von Erlebens- und Handelnszusammenhängen konstituiert und reproduziert.

Zu diesem Funktionszusammenhang von Sinnkern (= intendierbarem Sinn), Selbstreferenz und Verweisung auf anderes gehört ein notwendiges Moment der *Instabilität*. Weder Bewußtsein noch Kommunikation können beim einmal gemeinten Sinn verbleiben. Sie müssen ihn verlassen und einer der Verweisungen nachgehen, sie müssen weiteres Erleben oder Handeln anschließen. Sinnsysteme sind Systeme mit temporalisierter Komplexität.<sup>8</sup> Ihre Letzteinheiten (Elemente) entstehen und vergehen mit der Zeit und haben keine Dauer. Daher kann Stabilität nur auf Umwegen, nur durch Rückkehr zum Ausgangssinn wiedergewonnen werden. Die Stabilität besteht in der Möglichkeit dieser Rückkehr, in der stets mitangezeigten Rekursivität allen Sinnes, also in der Selbstreferenz. Ohne diese basale Selbstreferenz wäre das System seiner eigenen Instabilität ausgeliefert, könnte nur auf diese reagieren, könnte sich also nicht aufbauen. Andererseits kann keine auf dieser Basis entstehende Struktur jene basale Instabilität, der sie sich verdankt, aufgeben – es sei denn durch Selbstdestruktion. Denn alles, was jene Instabilität zu annihilieren versuchte, müßte Sinn benutzen und sich auf eben das einlassen, was beseitigt werden sollte.

Sinn ist universale Existenzform derjenigen Systeme, die sich auf

8 Vgl. hierzu: Niklas Luhmann, Temporalisierung von Komplexität: Zur Semantik neuzeitlicher Zeitbegriffe, in: Gesellschaftsstruktur und Semantik, Bd. 1, Frankfurt 1980, S. 235-300.

einer solchen Basis konstituieren.<sup>9</sup> Von Sinn ausgehend, ist die ganze Welt zugänglich, aber stets nur in Formen, die wiederum Sinn geben, also an der selbstreferentiellen Konstitution mitarbeiten, sie reproduzieren. Insofern ist die sinnhafte Welt ein geschlossener Zusammenhang, der nichts anderes zugänglich macht als das, was seiner autopoietischen Konstitution sich fügt. Aber diese Geschlossenheit ist durch ihre zirkuläre Konstitution zugleich endlose Offenheit, da sie auch allen Negationen Sinn gibt und alles, was sie auszuschließen sucht, einbezieht. Mit Husserl kann man deshalb die Welt als Horizont von Sinn bezeichnen und Sinn als nur in der Welt, nur durch Horizonte identifizierbar.

Die Sinnwelt ist – und auch dies entspricht dem Konzept der Autopoiesis<sup>10</sup> – für sich selbst ohne Grenzen. Dieser Ausgangspunkt läßt sich in zwei verschiedene Richtungen auswerten. Für beide findet man in der neueren Literatur reichlich Belege. Es kommt uns im folgenden darauf an, sie zu kombinieren. Die eine Auswertungsrichtung kann man mit dem Begriff *Reduktion* bezeichnen. Ihr Kernsatz lautet: alle Ordnung ist Reduktion. Die andere geht vom Begriff der *Differenz* aus. Sie postuliert: Aller Ordnungsaufbau setze Differenzen voraus, an denen er sich orientiere.

Evolution ist nur möglich, wenn aus einem laufend reproduzierten Überschuß an Möglichkeiten immer wieder Geeignetes ausgewählt werden kann. Auch und gerade soziokulturelle Evolution ist in dieser Weise auf Überschußreproduktion und Repression angewiesen, und dies nicht im Sinne eines historischen Nacheinander, sondern im Sinne eines laufenden Miteinander. Dies Schema hat auf einer eher anthropologischen Basis verschiedene Deutungen gefunden; man hat vom Auflösungsvermögen sprachlich codierter Intelligenz und religiös-moralischen Reduktionen gesprochen<sup>11</sup> oder auch von Instinktverlust, Weltoffenheit und institutionellen Absicherungen.<sup>12</sup> Gehirnphysiologische Untersuchungen stützen diesen Gedanken,<sup>13</sup> und ebenso

9 Was natürlich nicht heißen soll, daß solche Konstitution voraussetzungslos und ohne vorherige Evolution auf anderen Realitätsebenen erfolgen könnte.

10 Vgl. z. B. Humberto Maturana, *Stratégies cognitives*, in: Edgar Morin/Massimo Piatelli-Palmarini (Hg.), *L'unité de l'homme*, Paris 1974, S. 418-442 (427).

11 Vgl. Henri Bergson, *Les deux sources de la morale et de la religion*, zit. nach der 58. Aufl., Paris 1948.

12 Vgl. Arnold Gehlen, *Urmensch und Spätkultur: Philosophische Ergebnisse und Aussagen*, Bonn 1958.

13 Vgl. Karl H. Pribram, *Languages of the Brain*, Englewood Cliffs 1971.

eine Art kybernetische Ethnologie.<sup>14</sup> Er findet in einer Analyse des Sinnbegriffs eine Verankerung außerhalb spezifisch anthropologischer Prämissen (was natürlich nicht heißt: daß er die Evolution des Menschen nicht voraussetzen müßte). Der Haupteinwand gegen diese These ist geläufig: Aus dem bloßen Überschußpotential lasse sich keine Orientierung für die Reduktion ableiten. Die Frage, was richtig sei, bleibe unbeantwortet. Und mehr noch: wie überhaupt etwas geschehen könne, bleibe unklar, wenn die Operationsanweisung nur laute: reduziere Komplexität! In diese Erklärungslücke schiebt sich jene zweite Analyse des Phänomens Sinn, die von der Grunderfahrung einer Differenz ausgeht.

Konstitutiv für allen Sinn ist ebenjene Differenz, die die Reduktionsnotwendigkeit vorgibt: die Differenz von aktual gegebenem Inhalt und Horizont weiterer Möglichkeiten, die auch noch verfolgt werden könnten. Man könnte, wenn man alle modaltheoretische Behandlung einmal ausklammert und in der phänomenologischen Einstellung verbleibt, Sinn auch als die Differenz von Wirklichem und Möglichem bezeichnen. Phänomenologie ist hier weder gemeint als Erscheinen des Geistes in der Welt noch als Erscheinen der Welt im Geiste. Wir setzen weder das Hegelsche noch das Husserlsche Theorieprogramm fort, sondern begreifen Phänomenologie als Lehre vom Erscheinen der Differenz, und zwar zunächst: der Differenz des Wirklichen und des Möglichen.<sup>15</sup>

Wirklich ist dabei das, was sich jeweils aktual präsentiert, einschließlich der zahllosen Verweisungen auf anderes, einschließlich der Anzeige von Welt als mitaktualisiertem Horizont aller aktuellen Gegebenheit. Möglich ist der Bezugssinn aller Verweisungen auf momentan nicht Aktuelles, und zwar ›bloß möglich‹ deshalb, weil die Aktualisierung jeweils nur selektiv erfolgen kann, also einige Hinweise aufnimmt und andere außer acht läßt; einige Sinnmomente verknüpft (Rose –

14 Vgl. Roy A. Rappaport, *The Sacred in Human Evolution*, in: *Annual Review of Ecology and Systematics* 2, 1971, S. 23-44.

15 Das heißt auch, wie hier nur angemerkt sein soll, daß ›Differenz‹ kein Reservat des Bewußtseins im Gegensatz zur Natur, kein Reservat des Geistes im Gegensatz zur Materie darstellt. Wir entziehen unsere Analyse dieser Problemfassung (und damit auch einer Kontrastierung von Natur und Geschichte) allein schon deshalb, weil die Differenz nicht gut selbst durch eine bestimmte Differenz (neben anderen möglichen!) definiert werden kann, es sei denn, der Verweis auf anderes Mögliche sei gerade die Differenz.



Unkraut – Chemie) und andere übergeht. Wirklich ist, anders gesagt, die Befindlichkeit, in der man jeweils verweilt, einschließlich der darin implizierten Welt (und deshalb ist auch das Mögliche wirklich möglich). Möglich ist dagegen all das, was zu seiner Aktualisierung noch einer Selektion bedarf und insofern von Bedingungen abhängt. Die Präsentierung als wirklich und als möglich schließt sich wechselseitig mithin nicht aus; die Sinnverfassung des Möglichen indiziert nur den Selektionsbedarf, der sich aus der zu hohen Komplexität der Welt für alle bewußte und/oder kommunikative Sinnverwendung, also für Systeme mit begrenzter Eigenkomplexität, ergibt.

Daß Sinn als Differenz gegeben ist, heißt vor allem, daß man bei allem Prozessieren von Sinn (also auch beim Entwurf einer Theorie über Sinn) von Differenz und nicht von Einheit auszugehen hat.<sup>16</sup> Mit Selbstreferenz (Zirkularität) und Differenz sind zugleich die Voraussetzungen dafür bezeichnet, daß Ereignisse Informationswert gewinnen, als Information aufgefaßt und weiterverarbeitet werden können. Information ist eine aktuell erfahrene Selektion, die einen Systemzustand ändert – »a difference that makes a difference«, um mit Bateson zu formulieren.<sup>17</sup>

Ereignisse sind nämlich nicht an sich selbst schon Information, und Information ist nicht schon die bloße ›Übertragung‹ (Nachricht!) von etwas in einem Bewußtseins- bzw. Kommunikationszusammenhang. Zur Qualität einer Information gehört außerdem, daß etwas anderes, was hätte sein können, ausgeschlossen wird. Die Information mag erwartet oder unerwartet eintreffen, sie mag nur den Zeitpunkt festlegen, in dem etwas geschieht, oder mehr oder weniger auch das, was geschieht: in jedem Falle besteht ihr Neuigkeitswert und ihr Anschlußwert darin, daß sie eine Entscheidung trifft und damit den Wahlbereich einschränkt, in dem dann weiterhin etwas geschehen kann: Die ›gute‹ Schere ist nicht mehr da! Damit ist die Welt der Scheren, des Schneidens, auch die Welt des Suchens verlorener Objekte angesprochen und präzisiert. Man kann dann resignieren und auf das eigene Vorhaben verzichten, oder man muß in der

16 Auch hierin Übereinstimmung mit dem Konzept der Autopoiesis. Vgl. Maturana/Varela, *Autopoiesis and Cognition*, a. a. O., S. 77. Vgl. auch George Spencer Brown, *Laws of Form*, 2. Aufl., New York 1972.

17 Siehe Gregory Bateson, *Steps to an Ecology of Mind*, New York 1971, S. 271 f., 315, 489. Vgl. ferner Anthony Wilden, *System and Structure: Essays in Communication and Exchange*, London 1972.

durch die Information erschlossenen Welt eine andere Schere nehmen oder die verlorene suchen.

Die immer schon vorhandene, immer schon ausgelegte Welt sieht mithin nicht nur Typen für mögliche Sinnbestimmungen (Scheren, Verschwinden, Verlieren) vor,<sup>18</sup> sondern auch und vor allem den Gebrauch dieser Typen in Differenz zu anderen. Bereits verfügbare Differenzen sind Voraussetzung dafür, daß etwas überhaupt als Information auftreten kann und Direktionswert für Anschlußselektionen gewinnt. Und ebenso klärt umgekehrt der Gebrauch von Informationen das, was als Differenz vorausgesetzt war. Die Voraussetzungen des Einführens von Informationsqualität in die Welt, wenn man so formulieren darf, sind mithin in sich selbst schon recht komplex. Sie erfordern Selbstreferenz als Voraussetzung für die Herstellung von Bezügen auf anderes, für eine nichtzufällige Verknüpfung von Einzelheiten.<sup>19</sup> Dazu kommt, daß jedes Generieren von Information die Differenz von Wirklichkeit und Möglichkeit voraussetzt und regeneriert, also als Moment in der autopoietischen Reproduktion von Sinn mitwirkt. Schließlich ist nicht die einfache Selektion schon Information und auch nicht die bloße Eingabe (Input) einer Nachricht in ein System; sondern die Selektion muß für ein selbstreferentielles System einen Unterschied ausmachen, muß in diesem einen Anstoß zur Selbständerung bewirken: »a difference that makes a difference«. Daher ist Information und Informationsverarbeitung ein durch Beobachtung und Deskription von außen kaum faßbarer Sachverhalt,<sup>20</sup> der seine eigentümliche Qualität erst durch Projektion auf eine Differenz und durch Beziehung auf selbstreferentielles Prozes-

18 Darauf stellen phänomenologische Analysen üblicherweise ab. Siehe vor allem Edmund Husserl, *Erfahrung und Urteil: Untersuchungen zur Genealogie der Logik*, Hamburg 1948, insb. S. 381 ff., und dazu Alfred Schutz, *Type and Eidos in Husserl's Late Philosophy*, in: ders., *Collected Papers*, Bd. III, Den Haag 1970, S. 92 ff. Dabei dominiert noch das transzendentaltheoretische Interesse am Begreifen von synthetischen einheitstiftenden Leistungen des Bewußtseins.

19 Bei Bateson, *Steps to an Ecology of Mind*, a. a. O., S. 410: »closed circuits« als Voraussetzung für »non-random response to random events«.

20 Hier übrigens votiert die biologische Theorie der Autopoiesis genau entgegengesetzt: Information sei immer nur für einen Beobachter als solche erkennbar. Siehe z. B. Maturana/Varela, *Autopoiesis and Cognition*, a. a. O., S. 102. Dies hängt vermutlich damit zusammen, daß Information (zumindest im sinnabhängigen Sinn dieses Begriffs) ein emergentes Phänomen ist, das auf der Ebene organischer Systeme in der Tat nur für Beobachter verfügbar ist.

sieren gewinnt, mithin einen Kontext voraussetzt, der von Moment zu Moment variiert und nicht wie eine Art Gesamtfaktum der Beobachtung zugänglich ist.

Diese Erläuterungen des Sinn-Phänomens klären zugleich, wie die basale Selbstreferenz allen Sinns funktioniert. Jedes Sinnelement (wie immer es im Prozessieren von Sinn als Element konstituiert wird) verweist auf anderes und auf sich selbst. Es bleibt dadurch beim Fortgang der Sinnbestimmung im Horizont und erzwingt so die Reproduktion der Differenz von aktuellem Sinn und anderen Möglichkeiten. Wird auch dies noch vorausgesehen bzw. erinnert, dann kommt es zu einem ›Wiedereintritt‹ der Differenz in die Differenz. Das heißt: Im Horizont des gerade aktualisierten Sinnes wird anderer Sinn als Sinn, nämlich als Differenz von Aktualität und auf sie bezogenem Horizont sichtbar. Reproduziert wird so der Kontext der Selektion, der jede Einzelselektion als kontingent erscheinen läßt und immer auch für andere Selektionen offenbleibt.

Alles Anschlußerleben und Anschlußhandeln, das Verweisungen in einer aktuell gegebenen Sinnlage aufnimmt und weiterverfolgt, legt sich selbst zwar fest. Diese Bestimmung produziert aber ihrerseits Verweisungen auf weitere Möglichkeiten und Erinnerungen daran, daß sie nicht hätte erfolgen müssen. Sie schreibt die Situation gleichsam fort und erschließt damit neue Möglichkeiten, die aber nur dadurch möglich sind, daß man auf bereits Bestimmtes zurückgreifen kann.

Das Telefon klingelt. Ich nehme den Hörer ab (obwohl ich den Satz, an dem ich schreibe, unterbrechen muß und später möglicherweise – so jedenfalls meine Erfahrung – nicht mehr weiß – weil ich den Hörer abgenommen hatte –, wie ich ihn vollenden wollte), um am Telefon hören und sprechen zu können. Die Vielzahl der Möglichkeiten, die ich am Telefon gewinne, ist zumeist attraktiver als die, die ich durch das Aufnehmen des Hörers verderbe (und selbst wenn die Milch überkocht!). Sie ist im Moment attraktiver, vor allem, weil sie noch unbestimmt ist, wenn ich mich zum Hörerabnehmen entschließen muß. (Wenn ich wüßte, wer anruft, würde ich fast nie abnehmen.) Das Klingeln vermittelt den Reiz des Unbekannten, und das Hörerabnehmen reduziert sehr rasch sehr hohe Komplexität, weil es aus zahllosen Anschlußmöglichkeiten einige wenige realisiert. Informationstheoretisch analysiert, ist der Informationsgehalt der ersten Worte sehr hoch, verglichen mit allem, was mir meine Si-

tuation sonst anbietet. Deshalb fühle ich mich so gut wie gezwungen, den Hörer abzunehmen.

Wie immer von Situation zu Situation parallel zur laufenden Selektion von Sinnbestimmungen Möglichkeiten aufflackern und erlöschen: immer wird die Differenz von aktuellem Sinn und Welt als Möglichkeitshorizont reproduziert, und dies in einer Form, in die genau diese Differenz wieder hineingeschrieben wird. Horizonte verschiedenen Sinnes können so zur ›Welt‹ verschmelzen, können, sich wechselseitig implizierend, ineinander übergehen, so daß der Eindruck entsteht, als ob sinnhafte Erlebnisverarbeitung ein Prozeß sei, der sich in der (feststehenden) Welt ›bewegt‹. Faktisch durchläuft dieser Prozeß jedoch nicht eine feststehende Welt, sondern er reproduziert die sie konstituierende Differenz. Und nur dadurch ist Evolution auf der Basis von Sinn möglich.

Sinn ermöglicht es mithin durch selbstreferentielle Reproduktion seiner ihn konstituierenden Differenz, daß Ereignisse Informationswert gewinnen und als Information Spuren hinterlassen, Reduktionen vollziehen, Zeichen setzen, sich einkerben und dadurch für sich selbst und für anderes zur Verfügung stehen, erinnert werden und als Sinnkern für weitere Operationen dienen können. Dabei profiliert sich jeder Sinn – gleichgültig, wodurch Ereignisse ausgelöst werden – zunächst durch die ihn konstituierende Universaldifferenz: Er erscheint in einem Horizont anderer Möglichkeiten. Der vielzitierte ›unerwartete Knall hinter dem Rücken‹ mag wie immer verursacht sein: als ›Knall‹ durchbricht er die Stille und setzt dadurch – im Vergleich zu dem, was vorher war und kontinuierlich hätte sein können – einerseits eingeschränkte, andererseits erweiterte Möglichkeiten der Interpretation, das heißt der Vorbereitung von Anschlußüberlegungen bzw. Anschlußhandlungen. Mit dem Sinnschema gewinnen Systeme, die es verwenden, Abstand von den Auslösefaktoren, Abstand von ihrer Umwelt und sind dann gezwungen, ihre Umwelt und sich selbst mit größeren Freiheitsgraden zu erfahren.

#### IV.

Alle weitere Klärung der Zusammenhänge zwischen Sinn und Evolution hat von der Frage auszugehen, wie Sinn reproduziert wird. Evolution ist immer abweichende Reproduktion. Eine Theorie evo-

lutionärer Veränderungen auf der Basis von Sinn müßte demnach darlegen können, wie Reproduktion überhaupt zustande kommt und wie zugleich abweichende Reproduktion möglich ist.

Reproduktion von Sinn vollzieht sich, wie im vorigen Abschnitt dargestellt, zwangsläufig und unbedacht. Sie kann jedenfalls nicht in der Art der Produktion bzw. der Wiederholung der Produktion eines Werkes begriffen werden.<sup>21</sup> Ebenso wenig genügt es, auf die intersubjektive Zugänglichkeit bzw. Wiederzugänglichkeit von ›Ideen‹ oder Vorstellungen zu verweisen, die durch deren Richtigkeit gewährleistet werden soll. Die Kritik solchen Herstellens und Vorstellens ist geläufig – zum Beispiel in der Form, die Martin Heidegger ihr gegeben hat.<sup>22</sup> Der Horizont dieser Kritik bleibt jedoch undeutlich, ihre Gegenbegrifflichkeit unklar, und der heute übliche Rückgriff auf Kant oder auf ähnlich gedachte Vernunftgründe liegt quer zu dieser Differenz, verhilft also nicht dazu, sie zu klären. So verschwimmen auch etwaige Ansatzpunkte für eine Ausarbeitung des Zusammenhanges von Sinn und Evolution.

Wird Sinn als Differenz definiert, und zwar als Differenz, die in sich selbst eingeführt, in ihre eigene Unterscheidung wieder eingebaut werden kann, dann kann es sich bei der Reproduktion von Sinn zunächst nur darum handeln, diese sinnkonstituierende Differenz trotz laufender Selektion zu erhalten. Dies Fortzeugen der Differenz ist selbst ein alternativenloses Geschehen. Wenn sinnhafte Erlebnisverarbeitung überhaupt weitergeführt wird, geschieht sie so, und insofern ist selbstreferentielle Sinnreproduktion ein geschlossenes System: sie kann nur so verlaufen oder aufhören – wie Leben und Tod.

Zu Reproduktionen, die Abweichungsmöglichkeiten mitproduzieren, kann es deshalb nur kommen, wenn die Differenz von aktuellem Sinn und Horizont in unterschiedliche Sinndimensionen auseinandergezogen wird und damit die Möglichkeit bietet, Horizonte zu differenzieren und weitere Schematisierungen anzuschließen. In der Sachdimension treten an Formen und an Systemen Innen- und Außenhorizont auseinander. In der Zeitdimension lassen sich in der Gegenwart Zukunft und Vergangenheit trennen. In der Sozialdimen-

21 Diese Einsicht wird häufig durch die Unterscheidung von *téchne* und *práxis* ausgedrückt. Das ist aber schon deshalb unzulänglich, weil diese Unterscheidung nur sinnhaftes *Handeln* betrifft und im Bereich des Wissens keine genaue Parallele hat.

22 Vgl. insb. »Der Ursprung des Kunstwerkes« und »Die Zeit des Weltbildes« in: Holzwege, Frankfurt 1950. Ferner: Über den Humanismus, Frankfurt 1949.